

Part Four

*He Writes, They Speak, We
Dance*

Reappraising Texts

Es ist Zeit, darüber zu sprechen
Stefan Heym über den 17. Juni 1953

Daniela Nelva

In diesem Beitrag geht es um Stefan Heyms Stellungnahme zu dem am 17. Juni 1953 in Ostberlin und anderen Städten der DDR ausgebrochenen Arbeiteraufstand, der durch den Einsatz der sowjetischen Panzertruppen blutig niedergeschlagen wurde. Den am 17. Juni stattgefundenen Ereignissen hat der ostdeutsche Schriftsteller sowohl einige Artikel und Beiträge als auch den Roman *Fünf Tage im Juni* gewidmet. Mittelpunkt des Romans, dem minutiöse Recherchen zugrunde liegen, die Heym in seiner 1988 erschienenen Autobiographie *Nachruf* präzise nachweist, ist die zentrale Frage nach der Verwirklichung eines demokratischen Sozialismus. Den 17. Juni betrachtet der kritisch engagierte Autor als den „Anfang des großen Endes“.

Keywords: Stefan Heym, 17. Juni 1953, Arbeiteraufstand, *Nachruf*

Die Arbeiter gegen den Arbeiter- und Bauernstaat

Die Ereignisse sind wenig bekannt. Die Schwierigkeiten bei der Durchführung des 1950 von der SED festgesetzten ökonomischen Fünfjahresplans, der in den darauffolgenden Jahren immer wieder geändert wurde, um die Produktion zu steigern, ohne die Kosten zu erhöhen, führten Mitte Juni 1953 in Ostberlin und anderen Städten der Deutschen Demokratischen Republik zu einem

Arbeiteraufstand. Die Demonstrationen wurden am 17. Juni durch den Einsatz der sowjetischen Panzertruppen blutig niedergeschlagen.

Unter den Augenzeugen der Auflehnung befand sich der Schriftsteller Stefan Heym, der sich ein Jahr zuvor in der DDR niedergelassen hatte. Als Helmut Flieg 1913 in Chemnitz geboren, war Heym als Jude und Sozialist 1933 dazu gezwungen worden, Deutschland zu verlassen und nach Prag zu fliehen, wo er sich den Kreisen der deutschsprachigen Intellektuellen im Exil angeschlossen jüdischen Solidaritätsvereins Phi Sigma Delta Fraternity in die USA gewandert und hatte nach dem Studium der Germanistik und Geschichte in Chicago 1937 das New Yorker antifaschistische Blatt „Volksecho“ gegründet, dessen Publikationen wegen Geldmangel nur zwei Jahre andauerten. 1944 hatte Heym in den amerikanischen Armeereihen der sogenannten ‚Ritchie Boys‘, die für die psychologische Kriegsführung zuständig waren, an der Landung in der Normandie teilgenommen. In dieser Rolle hatte er deutsche Kriegsgefangene verhört, Flugblätter verfasst und Radiosendungen vorbereitet, um die deutschen Soldaten aufzufordern, die Kampfhandlungen einzustellen. Nach dem Krieg hatte Heym wegen der antikommunistischen Schikanen McCarthys die USA verlassen. Auf Grund der Tatsache, dass man ihn für einen verdächtigen ‚Deutsch-Amerikaner‘ hielt, war er erst nach langem Umherziehen in einigen osteuropäischen Ländern in der DDR aufgenommen worden.

An einer Textstelle seines autobiographischen Werkes *Nachruf*, das 1988 in der Bundesrepublik erschien¹, betont

¹ Stefan Heyms *Nachruf* zählt zu einem der ersten autobiographischen Texte, die seit Mitte der achtziger Jahre unter dem Einfluss von Gorbatschows *Glasnost* erschienen. In der sowjetischen Politik der

Heym, dass ihm damals die DDR als eine politische ‚Werkstatt‘ erschien, in der man die „Anfänge eines neuen Lebens“ betrachten konnte, „das aus einem Boden erwuchs, von dem noch kurz zuvor anzunehmen war, dass dort überhaupt nichts Brauchbares mehr entstehen könnte“, da dieser vom Nationalsozialismus irreparabel beschädigt worden war. Durch die ständige Schwankung zwischen dem vergangenem, in der dritten Person rekonstruierten Blickwinkel und der gegenwärtigen Perspektive des Ich-Erzählers werden in *Nachruf* die Infragestellung jener anfänglichen Hoffnung und die allmähliche Kluft zwischen den einmal geteilten Erwartungen und der späten Desillusion markiert. „Bei der Beurteilung der Person S.H. und seiner erhebenden Worte“ – so führt der Autor ein, indem er sich selbst zu einer literarischen Figur macht, die nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet wird – „sollte man in Betracht ziehen, dass er zu einer Zeit in der DDR eintraf, als dort in manchen Zirkeln noch Reste jener Aufbruchsstimmung vorhanden waren, die bald darauf total verloren ging“ (Heym 1988, 547).

Transparenz erkennt Wolfgang Emmerich den historischen Hintergrund, der den Antrieb der Wiederannäherung ostdeutscher Autoren an eine deutlich autobiographische Prosa gegeben hat, die sich als offene, kritische Bewältigung der Vergangenheit erweist (Emmerich 1996, 479-487). Noch in den frühen achtziger Jahren verstand man nämlich in der DDR unter dem Begriff ‚Autobiographie‘ – zumindest innerhalb der offiziellen Debatte – die didaktische Darstellung einer beispielhaften Persönlichkeit, eben jene des guten, sozialistischen Menschen (vgl. Kuczynski 1983). Das Bedürfnis, sich mit sich selbst und der DDR-Geschichte auseinanderzusetzen, wurde entsprechend in ‚heimlichen‘ Formen verwirklicht, in denen vom Leben einer dritten Person erzählt wird. Das ist z.B. der Fall in Christa Wolfs Romanen *Nachdenken über Christa T.* (1969) und *Kindheitsmuster* (1976).

Trotz der immer bittereren Enttäuschungen gegenüber der DDR-Führung und der wiederholten Auseinandersetzungen mit der Parteispitze, die zu ständigen Publikations- und Ausreiseverboten führten, gab Heym das Projekt des Sozialismus nie auf; noch 1989 setzte er sich nach dem Fall der Berliner Mauer für eine innere Erneuerung des Landes – wenn auch vergeblich – ein. In diesem Zusammenhang ist seine ganze literarische und publizistische Tätigkeit seit den fünfziger Jahren als Beitrag zur Verwirklichung eines demokratischen Sozialismus anzusehen. Mit seinen Artikeln und seiner erzählenden Prosa ist Heym sozusagen zum ‚Chronisten‘ – im besten Sinne des Wortes – des DDR-Organismus geworden, dessen Mängel und Fehler er immer wieder anprangerte und dann in *Nachruf* nochmals rückblickend untersuchte, auch dank jener dritten Person, die das persönliche Erlebnis auf die epische Dimension der Geschichte überträgt.

Zurück zum Arbeiteraufstand im Juni 1953. Wie zuvor schon angedeutet, erzählt Heym in seiner Autobiographie, dass er die Vorfälle persönlich erlebt hat. Es ist der Standpunkt von S.H., der die Leser*innen in das Geschehen einführt. Am 1. Mai nimmt die Hauptfigur an der Arbeiterparade vor den DDR-Behörden in Berlin teil. Zufällig gesellt sich S.H. einer Kolonne von Arbeitern aus einem Großbetrieb zu, die sich gerade über die Arbeitsschwierigkeiten beschwerten: Sie klagen über verrottete Maschinen, Mangel an Rohstoffen, unerfüllbare Forderungen seitens der Parteifunktionäre und die Position der Gewerkschaftler als bloße Vertreter der Regierungspolitik. Auf die empörten Einwände von S.H., der darauf beharrt, dass die DDR immerhin ‚der‘ Arbeiter- und Bauernstaat sei, reagieren die Anwesenden mit Verspottung. Indem Heym im seinem Erzählen Gedanken

und Worte verflechtet, vermittelt er ein kollektives Bild der Geschehnisse:

Feinde, vermutet er, und zwar äußerst verstockte, die die Argumente, die er ihnen entgegenhält, ungläublich belächeln. Und doch sehen sie aus wie Arbeiter, geben sich wie Arbeiter [...]. Sie aber sind misstrauisch geworden: wer ist dieser Mann an ihrer Seite, der soviel fragt und solche Sprüche klopft? Also gibt er sich zu erkennen: er ist Schriftsteller. Ah so – und woher kommst du, dass du unseren Alltag nicht kennst? Aus Amerika? Leute, hier ist einer aus Amerika, ein Schriftsteller! Dann soll er mal schreiben über das alles! Er wird nicht gedruckt in Amerika, sagt er. Sag ihm, hier wird er auch nicht gedruckt werden, wenn er schreibt, wie's ist. (Heym 1988, 562)

In den folgenden Seiten von *Nachruf* rekonstruiert Heym die politischen Verhältnisse, die zum Aufstand führten. Am 16. Juni widerruft zwar das Politbüro die um Mitte Mai angekündigte Normerhöhung um zehn Prozent, aber es bestätigt sich die vorher festgesetzte ökonomische Richtung. Am gleichen Tag beobachtet S.H. – so liest man in Heyms Autobiographie – mehrere Gruppen von Menschen, die sich an den Straßenecken im Zentrum von Ostberlin versammeln und nimmt ihre andauernde Unzufriedenheit wahr. Es scheint ihm, dass die Kritik jetzt über die Arbeitsschwierigkeiten in den Betrieben hinausgeht und sich allmählich in eine völlige Ablehnung der DDR-Regierung verwandelt. Zu jenem Zeitpunkt – gibt Heym zu – ist er nicht imstande gewesen, die berechtigte Missbilligung der Arbeiter zu verstehen. In der Tat löst in S.H. das Wort „Demonstration“, das plötzlich unter den

Anwesenden fällt, ein offenkundiges Empörungsgefühl aus:

Normen, weiß er, muss man erhöhen, will man die Produktion steigern, die man steigern muss, wenn man besser zu leben gedenkt, aber der Streit darum erscheint bereits ohne Belang, es geht schon nicht mehr um Einzelnes, um Butterpreis, Lebensmittelkarten, Versorgungsmängel; es geht um die Regierung, die wirklich und wahrhaftig ihre Fehler bekannt hat, und um den Spitzbart, der aber nun wegmüsse, um Ulbricht also, das reine Sakrileg, und nirgends ein Zeichen von Polizei, die sonst doch so auffällig präsent ist. (Heym 1988, 563-564)

Gerade die Zurückhaltung der Polizei lässt aber die Hauptfigur optimistisch glauben, dass die Partei, der sie „Weisheit“ und „strategische[n] Geist“ zuschreibt, hinter den Kulissen schon einen übereinstimmenden Plan hat, um die kritische Situation zu lösen:

Man ist sich seiner Macht sicher, sollen die Leute ihrem Ärger Luft machen, längst sind ja schon die neuen Maßnahmen getroffen zur allgemeinen Beruhigung, gewisse Härten gemildert, gewisse Preise gesenkt, morgen, sobald die Arbeit beginnt, wird sich alles wieder geregelt haben. (Heym 1988, 564)

Am 17. Juni brach dennoch der Massenstreik aus. Dem anfänglichen, naiven Entrüstungsgefühl folgt in S.H. die deutliche Bewusstwerdung der Parteitaubheit gegenüber jeder kritischen Äußerung. Schauplatz dieses Meinungsumschwungs ist der Schriftstellerverband, wohin S.H. in der Frühe bestellt wird. Als Hauptfigur in

Heyms Erinnerungen erscheint Otto Gotsche, „bewährter Arbeiterschriftsteller und Ulbrichts persönlicher Sekretär“, der plötzlich im Verbandsgebäude in der Friedrichstraße auftaucht und die dort versammelten Autoren auffordert, eine im Voraus vom Sekretär des Verbandes Kurt Barthel vorbereitete Erklärung zu unterschreiben, um sich mit der Partei zu solidarisieren. Was Heym an dieser Stelle in *Nachruf* erörtert, ist seine erste offene Auseinandersetzung mit der DDR-Führung. „Das Zeug sei einfach unmöglich“ – heißt es in einer Momentaufnahme aus dem Blickwinkel von S.H. – „politisch primitiv, höre diese Resolution sich an, als hätten nicht Schriftsteller sie verfasst, sondern ein Trupp von Jungpionieren, und sie würde entweder gar nicht oder, was übler noch, konterproduktiv werden“ (Heym 1988, 567-568). Daher schlägt S.H. vor, eine Kommission mit anderen Kollegen zu bilden, um eine verbesserte Version des Textes zu schreiben. In der folgenden Szene sitzt S.H. an der Schreibmaschine; neben ihm befindet sich der Schriftsteller Jan Petersen, der in der Nazi-Zeit die in Berlin illegal arbeitende Gruppe des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller leitete. Die Erinnerungen von S.H. gehen auf seine Tätigkeit als ‚Ritchie Boy‘ zurück, als er während der Ardennenschlacht Flugblätter verfasste, um die deutschen Soldaten zur Übergabe zu verleiten. Der Entwurf des neuen Textes erscheint Kuba aber unakzeptabel und S.H. wird der „destruktive[n] Haltung“ bezichtigt (Heym 1988, 566). „Auf diese Weise“ – berichtet Heym im Nachhinein – „geschah es, dass der 17. Juni 1953 in die Geschichte eingegangen ist ohne zugehörige Resolution des Schriftstellerverbands“ (Heym 1988, 569).

Das Eingreifen der sowjetischen Panzer, die den Arbeiteraufstand niederschlugen, bedeutet für Heym eine allgemeine Niederlage. Seiner Meinung nach haben alle das

große Projekt des Sozialismus aus den Augen verloren: die Partei, die Gewerkschaften, die Intellektuellen, dieselben Arbeiter. „Ein Staat, gestützt und gehalten von einer Armee, noch dazu einer ausländischen geht nicht bankrott; trotz ist der Bankrott spürbar in jeder parteiamtlichen Verlautbarung, jeder ministeriellen Äußerung, jeder Überschrift in der offiziellen Presse“ heißt es in *Nachruf* (Heym 1988, 570).

Wie darf man darüber schreiben?

Bevor Heym von den am 17. Juni 1953 stattgefundenen Ereignissen in *Nachruf* berichtete, gab er seine eigene Stellungnahme zum Geschehen in unterschiedlichen Schriften aus verschiedenen Zeitabschnitten ab. Unmittelbar nach den Vorfällen verfasste der Autor sechs aufeinander folgende Beiträge für die „Berliner Zeitung“, die kurz darauf als Diskussionsmaterial in einer Broschüre des Bundesvorstandes des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes mit dem Titel *So liegen die Dinge* veröffentlicht wurden. Auf Anfrage von Oberst Michail Petrowitsch Sokolow, dem Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“, schrieb Heym außerdem ein – erst 1980 veröffentlichtes – *Memorandum*, welches das Datum 21. Juni 1953 trägt². Seit der Vorkriegszeit betrachtet er den Journalismus als politisches Engagement nach dem großen Muster von Heinrich Heine und dessen ironischen bzw. sarkastischen Stil. Schließlich arbeitete der Autor lange an

² Die „Berliner Zeitung“ war – sozusagen – das ostdeutsche Pendant zu der „Neue Zeitung“, die Heym als amerikanischer Offizier unmittelbar nach dem Krieg in München mitgegründet hatte. Die sechs Artikel wurden ab dem 21. Juni veröffentlicht und sind erhältlich in Heym 1954, 11-38. Heyms *Memorandum* erschien zum ersten Mal in Heym 1980, 201-208.

einem ursprünglich auf Englisch verfassten Roman, dessen Titel anfänglich *The Day Marked X* lautet.

Wenn Heym in *Nachruf* die wohlüberlegten Schlussfolgerungen ausdrückt, die er während der Jahre und nach langen Recherchen gezogen hat, vermitteln die gleich nach dem 17. Juni verfassten Artikel die unmittelbaren Besorgnisse und Ängste, welche die schockierenden Umstände auslösten. Inmitten des Kalten Krieges wirkte der Arbeiteraufstand wie ein „Erdbeben“, das in der jungen DDR „eine Spalte in den Boden“ riss (Heym 1980, 201). Gerade in diesem Zusammenhang soll man Heyms Ansichten verstehen, die er in den Schriften für die „Berliner Zeitung“ äußert: In ihnen geht es dem Autor zuallererst darum, die DDR jenseits aller politisch-ökonomischen augenfälligen Mängel als sozialistischen Staat zu unterstützen. Wenn Heym einerseits die Taubheit der Partei gegenüber den in den DDR-Betrieben herrschenden Schwierigkeiten ganz offen zugibt, vermeidet er es andererseits aber nicht, den Streikvorgang zu kritisieren, da die Arbeiter die DDR der Sabotage „von Faschisten und ihr[en] Hintermännern“ ausgesetzt haben. Mit ihrer „Blindheit“ – so fährt er fort – haben sich die Arbeiter „ins eigene Fleisch geschnitten“, weil sie „den faschistischen Achtgroschenjungen, den Handlagern der amerikanischen Monopole und ihrer westdeutschen Filialbesitzer das Handwerk nicht legten“ (Heym 1954, 13-14). Anstatt nochmals zu versuchen, sich in den Fabriken bemerkbarer zu machen und sich bei den Gewerkschaften mehr Gehör zu verschaffen, haben die Arbeiter die Voraussetzungen für einen „vom Westen her“ organisierten, „konterrevolutionären Putsch“ unbedacht geschaffen (Heym 1954, 34-35). In diesem Kontext hat der sowjetische Angriff leider das Schlimmste vermieden, d.h. dass „die Westdeutsche Großbourgeoisie mit ihren

ostdeutschen Cousins“ die Macht übernimmt. So ist im *Gedanken zum 17. Juni 1953* betitelten Artikel zu lesen:

Jetzt ist der Schaden angerichtet. Welchem ehrlichen Arbeiter, welchem anständigen Menschen blutet nicht das Herz, wenn er die Zerstörungen sieht, wenn er die Ausschreitungen des Mobs von faschistischen Sturmtrupplern in Ringelsöckchen und Cowboyhemden miterlebt hat – und wenn er miterlebt hat, dass die Ordnung eines Staates, in dem die Arbeiter die führende Rolle haben, trotz aller Schwächen und Fehler – wenn diese Ordnung durch die reifere, größere, erfahrenere Arbeitermacht der Sowjets verteidigt werden musste? (Heym 1954, 14-15)

Jenseits der von der Partei begangenen Fehler hätte für Heym das Abtreten der damaligen DDR-Regierung das Ende des sozialistischen Projekts und die Rückkehr des Kapitalismus bedeutet. So schreibt er zum Schluss des Artikels:

Ich habe vor allem gelernt, dass man sich immer und zu jeder Zeit, wenn man ein Arbeiter ist oder als Schriftsteller für Arbeiter schreibt, die Frage stellen muss: *Wem nützt es?* Uns? Oder den Feinden, die die volkseigenen Betriebe wieder den alten Herren übergeben möchten, die das Land der Bauern wieder den Grafen und Baronen aushändigen möchten, und die in Deutschland ein zweites tausendjähriges Nazireich mit zugehörigem Atomkrieg herbeiführen wollen? (Heym 1954, 15; Kursive des Autors)

Die Analyse Heyms Artikel ist umso interessanter, als sie dem Leser ermöglicht, nicht nur die allmähliche

Entwicklung der Meinungen des Autors zu verfolgen, sondern auch die unterschiedlichen Schattierungen zu beobachten, die seine Einstellung je nach dem jeweiligen Publikationsort annimmt. In seinem für den Obersten Solokow verfassten – aber wie gesagt erst 1980 veröffentlichten – *Memorandum* spricht Heym in der Tat eine viel kritischere Meinung gegenüber der SED aus als in den gerade besprochenen Artikeln für die „Berliner Zeitung“. Vor Sokolow äußert sich Heym sozusagen ganz offen, ohne die Verantwortung zu fühlen, die DDR zu verteidigen. Auf die Feststellung, dass sich die Arbeiter für lange Zeit aus Angst vor möglichen Bestrafungen nicht getraut haben, sich über die Arbeitsbedingungen bei den Vorgesetzten zu beschweren, folgt die Betrachtung, dass die „widersprechende[n] Maßnahmen“ und „klischeeartige[n] Resolutionen und Erklärungen“ in der Bevölkerung den Eindruck haben entstehen lassen, „dass die Regierung nicht weiß, was sie tut“ (Heym 1980, 203; 204). Anders als in den Artikeln für die „Berliner Zeitung“ sieht Heym in seinem *Memorandum* den Streik als „letzte“ Möglichkeit für die Arbeiter an, um gegen die unzulängliche Rolle der Gewerkschaften zu protestieren, die nicht imstande gewesen seien, die Schwierigkeiten und Unzufriedenheit der Werktätigen zu verstehen und ihre Forderungen gegenüber der Partei durchzusetzen: „Feriendienst und Theaterbillettvermittlung sind Nebenaufgaben der Gewerkschaft; die Interessenvertretung der Arbeiter ist die Hauptaufgabe; aber das erfordert Mut, Mut nach oben hin und Mut auch den Arbeitern gegenüber“ (Heym 1980, 205).

Was den Roman *A Day Marked X* betrifft, lagen dem Werk minutiöse Recherchen und zahlreiche Gespräche mit Arbeitern, Parteifunktionären und Freunden zugrunde, die Heym in seiner Autobiographie sorgfältig nachweist. Was

die Deutung der Ereignisse angeht, entfalten sich aus den vom Autor angeführten Zeugnissen zwei entgegengesetzte Fronten: Während sich auf der einen Seite die Streikenden über die schwierigen Arbeitsbedingungen beschwerten, brandmarkte die SED das Geschehen als eine bloße imperialistische, konterevolutionäre Provokation, ohne die Unzufriedenheit der Bevölkerung wahrhaben zu wollen.

Auch wenn Heym – wie gesagt – die Regierung Ulbrichts nicht in Frage stellt, weil sie für ihn immer noch als einzige politische Struktur gilt, die trotz aller Fehler das Projekt des Sozialismus durchzuführen versucht, und eingesteht, dass Agitatoren aus der BRD am Aufstand beteiligt worden seien, weigert er sich entschieden, die von der Partei verbreitete These eines gegenrevolutionären Putsches zu teilen. Diesbezüglich ist es in seinem *Memorandum* zu lesen:

Es ist klar, dass der unmittelbare Anlass zum 17. Juni auf die Agentenarbeit der Westmächte zurückzuführen ist. Sonst wäre ja nicht zu gleicher Zeit an so vielen Stellen in dieser organisierten Form losgeschlagen worden. Die Ursache aber ist nicht der Anlass – und die Ursache zu den Ereignissen liegt in der DDR. Denn wenn die Agenten keinen Boden gefunden hätten, der sich für ihre Arbeit eignete, so wären sie sofort isoliert worden oder hätten gar nicht erst losgeschlagen (Heym 1980: 207).

Im Mittelpunkt von *A Day Marked X* stellt Heym – so wie schon in seinem *Memorandum* – die Rolle der Gewerkschaften in Frage. Die Hauptfigur, die zugleich Gewerkschaftler und Parteifunktionär ist, erlebt nämlich den tiefen Konflikt zwischen der politischen Struktur, die ihn gebildet hat und jetzt von ihm Gehorsam verlangt, und den Arbeitern, die ihn als ihren Vertreter betrachten. Indem

er die Entfernung zwischen der Parteispitze und der Arbeiterklasse erörtert, deutet Heym schon in diesem Roman jenen wichtigen Kernpunkt an, um den sich seine folgende literarische Produktion drehen wird, das heißt die Frage nach der mangelnden Beteiligung der Arbeiterklasse an der staatlichen Macht und damit die fehlende Konvergenz von Sozialismus und Demokratie.

Nach einem Jahr der Recherchen und zwei Jahren des Schreibens legte Heym 1956 das auf Englisch verfasste Manuskript zwei Freunden vor, Erich Wendt und Robert Havemann. Während das Mitglied des Zentralkomitees der SED auf das Werk ablehnend reagierte – „Das ist nicht meine Partei“ heißt es in *Nachruf* (Heym 1988, 652) – empfahl der Physikprofessor, der mit Heym die gleiche Deutung des Geschehens teilte, den Text ins Deutsche zu übersetzen und ihn dann einigen Parteifunktionären zu unterbreiten, sowohl um Unterstützung für eine Veröffentlichung zu suchen als auch um das Werk von vornherein vor einer eventuellen Zensur zu schützen. Einmal in Umlauf gesetzt – so Havemann – können die Leute in Partei und Regierung den Roman nicht als „geheime Verschlussache“ ansehen und würden es vielleicht bevorzugen, „dem Buch ihr Placet zu geben“ statt „einen ewigen Schwarm von Gerüchten in beiden Teilen Deutschlands zu erregen“ (Heym 1988, 653).

Die deutsche, von Heym selbst angefertigte Übersetzung des Romans – jetzt eben als *Der Tag X* betitelt – wurde also heimlich in einem Keller im Berliner Stadtteil Grünau, Heyms Wohnort, vervielfältigt. „Groteske Situation“, lautet Heyms rückblickender Kommentar, „um eine behördliche Billigung seines Buches zu erreichen, musste S.H. die behördlichen Kontrollen unterlaufen“ (Heym 1988, 654). Es sollte aber keine Billigung eingeräumt werden. Die Reaktionen der Funktionäre auf das Werk – vom

Ministerpräsidenten Grotewohl zum Leiter der Kommission für Fragen der Kultur beim Politbüro Alfred Kurella – lassen sich durch einige kurze Formeln zusammenfassen: „falscher Ausgang und falscher Schluss“, „nihilistische Grundtendenz“, „überflüssige Überlegungen und Diskussionen“ (Heym 1988, 656). Die Hintergründe des Publikationsverbots werden mit komischem Ton aufgedeckt. Die entscheidende Szene spielt sich in Grünau ab. S.H. hat sich geweigert, über den Roman mit Kurella in dessen Büro zu diskutieren, ohne dass man ihm vorher die zu besprechenden Argumente schriftlich bekannt gäbe. Der Funktionär, der vermeiden will, etwas Schriftliches zu hinterlassen, das irgendwann unbequem für ihn werden könne, erklärt sich bereit, den Autor zu Hause zu besuchen. Auf Kurella wartet aber eine kleine Gruppe von Augenzeugen, die S.H. zum Abendessen eingeladen hat. Einige Einzelbilder umreißen das Geschehen: „Die Gäste treffen ein, zuerst die Havemanns, der Professor samt Frau Karen, er reibt sich die Hände, der Kälte wegen [...], aber auch in Vorfreude, auf das, was da kommen soll; dann der alte Arnold Zweig mit der Malerin Beatrice, seiner Gattin“. Neben der darauffolgenden Momentaufnahme, die Kurellas unbeholfenen Versuch fixiert, aus dem Haus zu entfliehen, bleiben in Heyms Erinnerungen Zweigs spöttische Worte: „Wollten wir nicht, Herr Kurella, uns über den ganz vorzüglichen Roman unseres Freundes S.H. unterhalten?“ (Heym 1988, 660). Kurellas Antwort – „Niemals! Niemals werden wir das drucken!“ (Heym 1988, 661) – lautet wie eine endgültige Zensur. Dass Heym den *Tag X* dann für mehrere Jahre in seiner Schublade zurückhielt, ohne sich für eine Veröffentlichung des Werks in der BRD zu entscheiden, ist auf jenen Glauben an das sozialistische Projekt zurückzuführen, von dem die Rede war:

Eine einseitige Drucklegung des Romans in Westdeutschland trüge die Gefahr einer unerwünschten Verschiebung der Akzente des Buches in sich; unter den gegenwärtigen Umständen muss ich daher eine Veröffentlichung in der Bundesrepublik von einer Veröffentlichung in der Deutschen Demokratischen Republik abhängig machen“ schreibt S.H. in einem an Wendt adressierten Brief (Heym 1988, 661).

Die Verleihung des Nationalpreises zweiter Klasse, die letzte Ehrung, die S.H. in der DDR erhielt, wurde vom Autor als eine Art ‚Schweigegeld‘ angesehen, sodass er *Der Tag X* vergisst (Heym 1988, 654).

Heyms Verteidigung vom *Tag X* spiegelt sich in der publizistischen Tätigkeit des Autors wider. Zu jener Zeit verfasste der Schriftsteller die in der „Berliner Zeitung“ veröffentlichte Kolumne *Offen gesagt*, in der er sich einmal pro Woche, am Sonntag, mit den unterschiedlichsten Themen im Namens eines Journalismus, der tief in die soziale und politische Realität eindringt, befasste: Vom Vorschlag eines Verwaltungsgericht für den Schutz der Bürger gegen die rechtswidrigen Maßnahmen über den Entwurf eines aus mehreren Kandidaten bestehenden Wahlsystems bis zur Suche eines gemeinsamen Nenners für eine friedliche deutsche Wiedervereinigung, den Heym dann in einem „Wirtschaftssystem“ erkennt, das „für die entscheidende Mehrheit der Menschen in beiden Teilen des Landes akzeptabel sein muss“ (Heym 1988, 591).

Dass die Parteiführung die Kolumne für drei Jahre, von 1953 bis 1956, tolerierte, ist der Tatsache zuzuschreiben, dass ihr Autor zu den antifaschistischen Intellektuellen eines älteren Jahrgangs zählte, dessen Sozialismus unzweifelhaft erschien. In einem Artikel seiner Kolumne

widmete Heym sich der Besprechung des sozialistischen Realismus in der DDR-Literatur und damit indirekt seinem eigenen Roman. Die von der Partei verfochtene, kulturelle Richtung war bereits zu einer dogmatischen Auffassung erstarrt, welche die Literatur als Wortführer einer positiven Darstellung der Gesellschaft und damit einer vertrauensvollen Einwilligung zur Partei ansah. Mit seinem Roman entfernte sich Heym also von der von der Partei gewünschte Verherrlichung der Arbeitsrealität und offenbarte alle Schwierigkeiten und Widersprüche, die noch zu lösen waren. So heißt es im *Memorandum* über den 17. Juni:

Ein paar Erleichterungen auf sozialem Gebiet ändern die Grundlage nicht, *wenn nicht auf allen Gebieten des Lebens in der DDR eine neue Haltung den Menschen gegenüber geschaffen wird*. Das bezieht sich auf Gewerkschaften wie auf Parteiapparat, und was die Schriftsteller betrifft, auf das Gebiet der Kultur, der Presse, des Radios. Man muss den Arbeitern und allen Bevölkerungsteilen eine Presse geben, der sie wieder Vertrauen schenken. Man muss in einer Sprache zu ihnen sprechen, die sie verstehen und die die ihre ist. Man muss die Dinge drucken, die die Leute interessieren, und zwar deshalb interessieren, weil es *ihre* Dinge, *ihre* Probleme sind.

Man muss die Wahrheit schreiben und drucken. Man muss aufhören zu beschönigen. (Heym 1980, 207-208)³

³ Zur Rolle der Presse in der DDR, besonders mit Bezug auf den 17. Juni, siehe auch Heyms Artikel *Beobachtungen zum Pressewesen in der DDR* (Heym 1954, 160-167).

Diese poetologische Erklärung impliziert auch eine wahrhafte bzw. kritische Darstellung der Arbeiter selbst. So heißt es in *Offen gesagt*:

Wenn die Arbeiter vom Schriftsteller verlangen, dass er sie so darstelle, wie sie hier und heute sind, dann kann er, will er ehrlich sein, nicht allzu viel von Enthusiasmus, Leidenschaft und großem Verantwortungsbewusstsein schreiben. Wenn der Schriftsteller andererseits aufgefordert wird, vom Enthusiasmus der Arbeiter, von ihrer Leidenschaft, von ihrem großen Verantwortungsbewusstsein im Kampf um das Neue schreiben, wie soll er solchen Arbeitern da Fleisch und Blut geben? Denn in Wirklichkeit ist ihr Fleisch oft genug schwach, und ihr Blut sehnt sich nach allem Möglichen, aber nur selten nach dem Kampf ums Neue. (Heym 1988, 594)

Die Wirkung dieser Überlegungen auf die DDR-Kulturbehörde auch in Bezug auf seinen Roman fasst der ältere Autor in *Nachruf* zusammen:

Das ist nicht nur ein Verstoß gegen die soeben offiziell kundgetane Doktrin vom in allen Tugenden strahlenden Werktätigen; das ist viel Schlimmer: denn er verunsichert mit seiner nüchternen Betrachtungsweise genau die Leute, die um ihres Herrschaftsanspruch willen verdrängen müssen, was ihnen in der Realität des Juni entgegentrat. (Heym 1988, 594)

Als Heym 1956 auf dem IV. Kongress des Schriftstellerverbands gegen den „Ideologie-Betrieb in der DDR“ Stellung bezog, wurde er von Willi Bredel des Defätismus bezichtigt. Es war die Auseinandersetzung

zwischen einem älteren Autor (Bredel, 1901 geboren), welcher der Literatur noch eine deutlich belehrende Rolle zuschrieb, und dem zwölf Jahre jüngeren Schriftsteller, der die allmähliche politische und kulturelle Erstarrung wahrgenommen hatte.

„Fünf Tage im Juni“

In den siebziger Jahren nahm Heym seinen Roman *Der Tag X* aus der Schublade. 1971 trat der Generalsekretär des Zentralkomitees der SED Walter Ulbricht aus der Spitze der Partei zurück und sein Nachfolger Erich Honecker versprach den Intellektuellen eine kulturelle Öffnung. Heym hoffte deshalb auf eine Veröffentlichung seines Werkes, denn „einmal muss doch die Zeit kommen, da auch dieses bedacht und besprochen werden kann, die große Niederlage und die Gründe dafür; wie viel Zeit ist vergangen seither, Distanz schafft Perspektive“ (Heym 1988, 786). Mit solchen Überlegungen fing die Umschreibung des im Keller des Grünauer Hauses versteckten Manuskripts an:

Will er das druckfertig machen, erkennt er, wird es nicht getan sein mit einem Wort hier und einem Wort dort, einer matten Aussage ersetzt durch eine Wirkungsvollere, einer ungeschickt gebauten Szene durch eine, die stimmt. Die Konflikte, die er durchlebt hat, seit er *Finis* schrieb unter das letzte Kapitel seines Manuskripts, haben sein Auge geschult: er sieht wie viel da schief ist in den Beziehungen seiner Figuren zueinander, und im Aufbau seiner Story [...]. Er hat Unentschuldbares entschuldigt und Unverschuldetes verdammt [...]. Er hat, kurz gesagt, nicht tief genug geblickt in das Wesen seiner Sache, konnte es wohl

auch nicht, da ihm Erfahrungen fehlten und Erkenntnisse, welche ihm nur das Leben beibringen konnte, jahrelanges Leben im real existierenden Sozialismus. (Heym 1988, 787)

Wie der neue vom Autor gewählte Titel *Fünf Tage im Juni* deutlich macht, erstreckt sich die Handlung des Romans über einen Zeitraum von fünf Tagen, d.h. vom 13. bis zum 17. Juni⁴. Die an jedem Tag stattfindenden Ereignisse sind wiederum wie in einem präzisen Bericht nach Uhrzeiten eingeteilt. Wie in der ersten Fassung kreist die Handlung um die Hauptfigur Martin Witte, der sich als Betriebsratsvorsitzende vom VEB Merkur, eines in einem Vorort von Berlin liegenden Industriebetriebs, weigert, die zehnpromtente erlassene Normerhöhung bei seinen Arbeitern durchzusetzen. Als ehrlicher und engagierter Sozialist, der jahrelang selbst als Arbeiter tätig war und mit den Menschen in der Fabrik enge Kontakte hat, versucht er, zwischen dem Standpunkt der SED und den Forderungen der Arbeiter zu vermitteln⁵. Dem Parteisekretär Banggartz erklärt er, dass man die Arbeitsproduktivität nur dann steigern muss, wenn man die Kosten völlig decken kann.

⁴ Nach Peter Hutchinson könnte dieser neue Titel auf Trotzki's Werk *Geschichte der russischen Revolution* hinweisen, das ein Kapitel enthält, das mit *Fünf Tage* eben betitelt ist (Hutchinson 1999, 84).

⁵ Im Roman verkörpert die Figur Witte den guten antifaschistischen Sozialisten. Während der Nazi-Zeit hat er sich geweigert, Seite an Seite mit den Faschisten gegen die sozialdemokratischen Verkehrsarbeiter Streikposten zu beziehen und unmittelbar nach dem Krieg hat er als Landrat den Bauern bei der Landzuweisung geholfen. Seine Frau Ruth, jüdischer Herkunft, hat Mauthausen überlebt, ist aber gleich nach dem Kriegsende an einer schlimmen Krankheit gestorben. Der einzige „Fleck“ in Wittes Vergangenheit betrifft gerade den Versuch, Ruth mit Medikamenten zu heilen, die er von den Amerikanern kaufte. Das führte zu einem Strafverfahren.

Außerdem plädiert er dafür, dass die Werktätigen in den Angelegenheiten des Betriebs miteinbezogen werden: „Ich will“ – sagt er – „dass wir nicht anordnen, sondern überzeugen. Ich will, dass wir zumindest die einflussreichsten Arbeiter im Betrieb für die Sache gewinnen, statt alle gegen uns aufzubringen“ (Heym, 2019, 10). Ähnlich wiederholt er es vor dem Genossen Dreesen: „Wir müssen mit Argumenten überzeugen, die jedem verständlich sind, und mit Fakten. Verfügungen und Verordnungen bringen uns nicht weiter. Damit erzeugen wir nur Widerstand, eventuell sogar Streik“ (Heym, 2019, 78-79). Wenn Witte also einerseits den Unmut der Arbeiter völlig versteht und teilt, ist er sich andererseits der Gefahren eines Streiks wohl bewusst und will ihn vermeiden. So erwidert er dem Arbeiter August Kallmann, der sich über die Verständnislosigkeit der Partei gegenüber den Forderungen der Arbeiterklasse beschwert:

„Also du bist ausgebeutet. Für wen, bitte? Wer kriegt es denn? Wer frisst die Profite? Irgendein Unternehmen? Ein Millionär?“ [...] „Das ist doch Widersinn! sagte Witte erregt. „In einem Arbeiterstaat, wo die Produktionsmittel wem gehören – den Arbeitern! Bist du dir darüber im klaren?“ [...] „Ich habe dich etwas gefragt, Kollege Kallmann! Wie siehst du es selber? Wie siehst du deine Stellung in diesem Staat? Ist es dein Staat, ist dir bewusst, dass die Maschine dir gehört, an der du stehst, oder ist das eine Kluft? (Heym 2019, 52-53)

Überdies hätte im Fall eines Streiks ein mutmaßliches sowjetisches Eingreifen sehr unangenehme Folgen. „Wenn die Besatzungsmacht eingreifen müsste“, sagt Witte dem zur Militärverwaltung gehörenden Obersten Michail Petrowitsch Solowjow, „es würde uns um Jahre

zurückwerfen, und es könnte denen drüben nicht gelegener kommen. Man muss unter allen Umständen zu verhüten suchen, dass es notwendig wird“ (Heym 2019, 99). Was Moskau betrifft, scheinen die Russen zudem völlig abgeneigt zu sein, sich einzumischen. Es folgt diesbezüglich das weitere Gespräch zwischen Witte und Solowjow:

„Von einem Punkt an entwickeln die Dinge ihre Eigenbewegung“, sagte Witte. „Und wir haben eine Arbeiterregierung. Kann eine solche Regierung auf Arbeiter schießen lassen?“ „Also wir?“ sagte Solowjow? „Was muten Sie uns dazu. Nein, das wäre unerträglich. Auch wir sind eine Arbeitermacht.“ [...] „Ich denke politisch. Wir rufen Frieden, Verhandlung, alle Deutschen an einen Tisch! – und dann so etwas? (Heym 2019, 99)

Vergeblich setzt sich aber die Hauptfigur für eine Verhandlung zwischen der örtlichen Parteispitze und den Arbeitern durch. Während ihn Bangartz auf der einen Seite für einen Verräter hält und ihn wegen Missachtung von Parteibeschlüsse dazu zwingt, von seinem Posten als Gewerkschaftler zurückzutreten, stellen sich auf der anderen Seite einige der Arbeiter gegen ihn, weil er ihrer Meinung nach treu zur Partei hält.

In diesem Zusammenhang bewegen sich um die Hauptfigur sehr unterschiedliche Gestalten, durch die Heym ein lebendiges bzw. problematisches Bild des Betriebs und im Allgemeinen der ostdeutschen Gesellschaft schafft. Sie reichen von den schon erwähnten Parteilokalleitern, die vor den sozialen Schwierigkeiten die Augen verschließen, über betrügerische, von einer Nazi-Vergangenheit geprägten DDR-Bürger, die in dunkle

Affären in West-Berlin verwickelt sind und Kontakte zu Westagenten haben, die wiederum unehrliche Werk tätige bestechen, um durch einen Streik die DDR-Regierung zu stürzen⁶, bis hin zu naiven Arbeitern, die von den Provokateuren leicht manipulierbar sind – so wie der schon erwähnte Kallmann⁷.

Durch die Technik der erlebten Rede bzw. des inneren Monologs, welche die Gedanken der unterschiedlichen Gestalten unmittelbar ausdrückt, schafft Heym eine Art „Poliphonie“, welche die Leser*innen in die Perspektive der Figuren versetzen. So überlegt Witte nach dem Gespräch mit Solowjow:

Er hatte getan, was er konnte, dachte er, Philosophie oder nicht; was blieb ihm, als abzuwarten, bis der Stein, einmal ins Wasser geworfen, seine Kreise zog. [...]. Aber war es wirklich so einfach? [...] Das ging tiefer als Normen und Streik, das berührte das Wesen des

⁶ Wie Peter Hutchinson merkt, wurde das Thema der westlichen Infiltrationen in der ersten Fassung des Romans viel breiter dargestellt, da Heym eine Nebenhandlung entwickelt hatte, die eine von den Amerikanern finanzierte Agentengruppe schildert, die am Zusammenbruch der DDR arbeiten. Diese Veränderung ist wahrscheinlich sowohl auf den Willen des Autors, das Erzählen zu vereinfachen als auch auf eine Änderung seiner Auffassung vom Geschehen zurückzuführen (Hutchinson 1994, 86).

⁷ Durch die Figur des Arbeiters Kallmann verweist Heym schon in diesem Roman auf das Thema des Leidens der deutschen Bevölkerung aufgrund des Zweiten Weltkriegs. Der erste Sohn Kallmanns ist an der Front gefallen und der zweite hat bei den Luftangriffen der Alliierten eine tiefe psychische Störung davongetragen. Zugleich trägt dieser Arbeiter einige Züge, die auf eine gewisse politische Anpassungsfähigkeit hindeuten. Siehe diesbezüglich das, was er zu Witte sagt: „Wir arbeiten. Wir haben unter dem Kaiser gearbeitet, unter der Republik, unter Hitler. Wir werden sogar unter Ulbricht arbeiten, nur dürft ihr uns nicht ausquetschen“ (Heym 2019, 52).

Ganzen, und was war er, Martin Witte, in diesem Zusammenhang: ein Narr, der herumsprang und Alarm klingelte mit seinem Glöckchen, während der Berg ins Rutschen kam? (Heym 2019, 109).

Um seinem Werk besondere Wahrhaftigkeit zu verleihen und Hintergrundinformationen zu liefern, welche die Leser*innen zu einer persönlichen, kritischen Einstellung führen können, fügt Heym in die Romanhandlung zahlreiche authentische Dokumente sowohl aus östlichen als auch aus westlichen Quellen ein. Dabei handelt es sich um Ausschnitte aus den SED-Erklärungen oder aus Reden von Ulbricht, um Exzerpte aus Radiomeldungen oder um Zitate aus den Berichten der Leitung des Senders RIAS, des Rundfunks im amerikanischen Sektor, an ihre amerikanischen Chefs. So heißt es diesbezüglich in *Nachruf*:

Das Dokumentarische wird eingefügt, Reden, Erklärungen, Aufrufe, Befehle, und zwar im Originaltext, als Beweis, unwiderlegbar, für das Unglaubliche, das an diesem 17. Juni und in den Tagen davor geschah: Schizophrenie als politisches Phänomen; die wirren Aktionen eines Apparats, der sich als die Klasse begreift, die sich längst schon von ihm getrennt hat; der Tumult im Herzen dieser Klasse, die ihren Instinkten folgend, in die Irre läuft; und all das in einer geteilten Stadt eines geteilten Landes. (Heym 1988, 787-788)

Zu diesen Dokumenten zählt zum Beispiel auch ein am 16. Juni um 19.30 Uhr gesendeter Bericht des RIAS, in dem es um den Besuch einer Delegation Ostberliner Bauarbeiten im Gebäude des Senders geht:

Eine Delegation der Bauarbeiter, von denen die Aktion ausgegangen war, hat dem RIAS heute eine Resolution mit der Bitte um Veröffentlichung überreicht. Darin heißt es: die Arbeiter haben durch ihren Streik und ihre Demonstration bewiesen, dass sie in der Lage sind, den Staat zur Bewilligung ihrer berechtigten Forderungen zu veranlassen. Die Arbeiter werden von der Möglichkeit jederzeit wieder Gebrauch machen, wenn die Organe des Staates und der SED nicht unverzüglich folgende Maßnahmen einleiten:

Erstens: Auszahlung der Löhne nach den alten Normen schon bei der nächsten Lohnzahlung;
zweitens: sofortige Senkung der Lebenshaltungskosten;
drittens: freie und geheime Wahlen;
viertens: keine Maßregelung der Streikenden und ihrer Sprecher. (Heym 2019, 240)

Zurück zur Romanhandlung. Die Rede von Ulbricht auf der Tagung des Berliner Parteiaktivs, in dem er zugibt, dass es falsch gewesen sei, „auf administrativem Wege Normerhöhungen zu verfügen“ und deshalb das Politbüro der SED beschlossen hat, „der Regierung vorzuschlagen, die Anordnungen der einzelnen Ministerien auf obligatorische Erhöhung der Arbeitsnormen als unrichtig aufzuheben“ (Heym 2019, 241) kommt leider zu spät. In mehreren Betrieben legen die Werktätigen die Arbeit nieder und begeben sich ins Stadtzentrum, wo sie Demonstrationzüge bilden. Trotz aller Hindernisse, auf die er in den letzten Tagen bei seinem Vorhaben gestoßen ist, bemüht sich Witte, die Situation unter Kontrolle zu bekommen. Als die Auflehnung losbricht, beruft er eine Versammlung der örtlichen Gewerkschaftsleitung ein, auf

der er in Anbetracht der schwierigen Situation seine Stelle wieder bekommt. Er erreicht dann das Zentrum der Stadt, um die Arbeiter des Betriebs VEB Merkur vor dem Unvermeidlichen zu schützen und sie zurück in die Fabrik zu bringen. Inzwischen ist die Situation auf den Straßen eskaliert: Viele Arbeiter haben den Streikzug verlassen und streifen ziellos durch die Stadt; einige Lebensmittelgeschäfte werden gerade geplündert und das Knattern der sowjetischen Panzer wird lauter. In der Fabrik VEB Merkur ereignet sich ein Mord. Es scheint, dass das Ziel des Streiks – mindestens zu einem gewissen Maße – verloren gegangen ist:

„Ich sehe nur, dass die Leute ein Geschrei machen und hierhin laufen und dorthin“ sagte der alte Schreyer, „und die Läden einschlagen. Also wissen die auch nicht, wo's lang geht. [...] Aus dem Obergeschoß eines Hauses schmiss jemand eine rote Fahne auf die Straße; ein paar Halbwüchsige fingen sie auf, zerbrachen die Stange, zerfetzten das Tuch. (Heym 2019, 314)

Bevor das Militärkommandant des sowjetischen Sektors den Ausnahmezustand erklärt, schafft Witte es, die meisten Arbeiter vom VEB Merkur zu überreden, die Arbeit wiederaufzunehmen. Die letzte Einschätzung der Hauptfigur zielt auf die Notwendigkeit, sich den Fehlern und den Versäumnissen zu stellen:

„Es wird viel von Schuld gesprochen werden in der nächsten Zeit“, sagte er, „und manch einer wird sich verleiten lassen, die Schuld bei anderen zu suchen. Aber wie viele werden vortreten und erklären: es hat auch an mir gelegen, Genossen – und dann die Konsequenzen ziehen? Das Schlimmste wäre, für das eigne Versagen

den Feind verantwortlich machen zu wollen. Wie mächtig wird dadurch der Feind! Doch ist die Schuld nicht nur von heute und gestern. Auch für die Arbeiterbewegung gilt, dass nur der sich der Zukunft zuwenden kann, der die Vergangenheit bewältigt hat ... (Heym 2019, 360)

Diese Worte scheinen eine Bestätigung in dem *Statut der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands* zu finden, das ein Jahr später, nämlich im April 1954, auf dem IV. Parteitag angenommen wurde. In dieser Erklärung, die Heym am Anfang des Romans zitiert, ist zu lesen:

Das Parteimitglied ist verpflichtet: ... die Selbstkritik und Kritik von unten zu entwickeln, furchtlos Mängel in der Arbeit aufzudecken und sich für ihre Beseitigung einzusetzen; gegen Schönfärberei und die Neigung, sich an Erfolgen in der Arbeit zu berauschen, gegen jeden Versuch, Kritik zu unterdrücken und sie durch Beschönigung und Lobhudelei zu ersetzen, anzukämpfen ... (Heym 2019, 7)

Dass es sich laut Heym nochmals um bloße, bürokratische Worte handelt, die er also mit einer bitter-ironischen Absicht anführt, beweisen zwei Elemente, welche die Romanhandlung und die Veröffentlichung desselben Werks belegen. Auf einer literarischen Ebene endet die Geschichte Wittes genau ein Jahr nach der Arbeiterauflehnung mit einer erneuten Entfernung aus dem Betrieb, da die Hauptfigur nach einem Parteibeschluss „auf die Parteischule“ gehen soll (Heym 2019, 365). Der Genosse Bangartz ist währenddessen zum Parteisekretär im Ministerium ernannt worden und will die möglichen Antagonisten loswerden. Bei der Veröffentlichung des

Textes soll es trotz der angekündigten kulturellen Öffnung Schwierigkeiten geben. Der von Hans Bentzien geleitete Verlag „Neue Leben“, dem Heym das umgearbeitete Manuskript vorlegte, pries den Roman, verlangte aber unter Druck der Partei noch weitere Änderungen. Heym weigerte sich. Nach einer Absage vom Münchner Kindel – „Die Begebnisse, heißt es, hätten sich doch wohl anders abgespielt, als er sie dargestellt hat“ (Heym 1988, 789) – erschien der Text endlich 1974 im Münchener Verlag Bertelsmann⁸.

⁸ Zur Publikationsgeschichte von *Fünf Tage im Juni* siehe man Krämer 1999.

Erinnerungen an einen Staat

In einem am 10. November 1997 im Wochenmagazin „Stern“ herausgegebenen Artikel über den vor 44 Jahren ausgebrochenen Arbeiteraufstand greift Heym auf das *Memorandum* zurück, das er für Oberst Sokolow unmittelbar nach dem Eingreifen der Russen verfasste. Gerade die Tatsache, dass Heym fast die Hälfte dieses Schreibstücks wortwörtlich im Artikel zitiert, ist der deutliche Beweis dafür, dass er im Lauf der Jahre seine Einstellung zu den Vorfällen nicht geändert hat. Nochmals lauten die Worte: „Was sollten sie [die Arbeiter] denn tun, um sich Gehör zu verschaffen? Sie wurden ja direkt in eine Situation hineingetrieben, in der sie streiken und demonstrieren mussten“ (Heym 1980, 204; Heym 2003, 159). Angesichts dessen, was 1989-1990 passierte, nimmt die Schlussfolgerung des *Memorandums* einen prophetischen Ton an: „Ein paar Erleichterungen auf sozialem Gebiet ändern die Grundlage nicht, wenn nicht auf allen Gebieten des Lebens in der DDR eine neue Haltung den Menschen gegenüber geschaffen wird“ (Heym 1980: 207; Heym 2003, 160).

Offen bleiben für Heym die Fragen, ob Oberst Sokolow das *Memorandum* an andere Stellen weitergegeben hat und wenn ja, an welche, und überhaupt, ob damals „das neue sowjetische Politbüro unter Chruschtschow noch immer den Genossen Ulbricht stützte“ (Heym 2003, 156). Den 17. Juni betrachtet Heym als den „Anfang des großen Endes“, weil danach „das alte Misstrauen“ und damit „die Schizophrenie, die überall nur Feinde sah, denen man mit härterer Hand begegnen musste“ (Heym 2003, 160) stärker geworden waren. Mehrere ostdeutsche Intellektuelle teilen tatsächlich die Bewertung der Ereignisse am 17. Juni als letzte verpasste Chance für eine „andere“ Entwicklung der

DDR. So betont zum Beispiel Heiner Müller in einer Textstelle seiner als Interview verfassten und 1992 publizierten Autobiographie *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen*:

Die wirkliche Geschichte war ja wohl, dass Ulbricht, Honecker und ein Dritter nach Moskau bestellt wurden, und sie wurden da mit dem Konzept von Berija konfrontiert, die DDR aufzugeben. Also freie Wahlen und Schluss mit dem Experiment. Sie waren einverstanden, sie mussten es sein, kamen zurück nach Berlin und da war der 17. Juni. Und der 17. Juni hat ihnen geholfen, dadurch konnten sie überleben. [...] Das ist, glaube ich, ein Drehpunkt in der DDR-Geschichte, der 17. Juni als die letzte Chance für eine neue Politik, für eine andere DDR-Geschichte, verpasst aus Angst vor der Bevölkerung und vor dem übermächtigen Gegner. (Müller 1992, 137)

Aus der Perspektive der Neunzigerjahre, das heißt „nach dem Kollaps des sogenannten real existierenden Sozialismus“, sollte man – so Heym – den Arbeiteraufstand in dem breiteren Kontext der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts betrachten. Die Geschichte erscheint dem Autor als Wiederholung von Fehlern und Katastrophen, die leider dazu veranlasst, eine mögliche Entwicklung eines demokratischen Sozialismus zu leugnen:

An diesem Tag ereignete sich ja nur der erste weithin erkennbare Zusammenstoß mit der Macht in einer ganzen Serie von derart Revolten und Aufbegehren in dem Konglomerat von Staatsgebilden, die sich als sozialistisch bezeichneten; 1956 kam der Aufstand im

polnischen Poznan und kurz darauf, wesentlich größer und blutiger, Ungarn; 1961 die ostdeutsche Massenflucht mit der Mauer in deren Folge; 1968 Prag und der Einmarsch dort; 1980 die Solidarność in Polen, bis endlich, 1989 wiederum in Deutschland, die Macht selber ihre Macht aufgab [...] Und nach jeder dieser Katastrophen das Gleiche – statt einer Umkehr zur Vernunft, einer nachdenklichen Analyse des Woher und Warum der Explosionen, ein denkfaules, überhebliches Beharren der gerade noch Davongekommenen auf ihren alten Modellen: die Partei hatte ja immer, immer Recht. (Heym 2003, 160-161)

Unbeantwortet bleibt also für Heym die Kernfrage nach der möglichen Vereinigung zwischen Sozialismus und Demokratie.

Bibliographie

- Apelt, Andreas H.; Engert, Jürgen (Hrsg.) (2014), *Das historische Gedächtnis und der 17. Juni 1953*. Mitteldeutscher Verlag, Halle.
- Baring, Arnulf (1965), *Der 17. Juni 1953*. Kiepenheuer & Witsch, Köln.
- Dietrich, Torsten (1991), *Der 17. Juni in der DDR*. Dietz, Berlin.
- Emmerich, Wolfgang (1996), *Wiederaneignung des Verschwiegenen in Autobiographie und Dokument*. In: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Erweiterte Neuauflage. Aufbau, Leipzig.
- Heym, Stefan (1954), *Im Kopf-sauber*. Paul List Verlag, Leipzig.
- (1974), *Fünf Tage im Juli*. Bertelsmann, München [zitiert aus: 2019, Penguin].
 - (1980), *Wege und Umwege*. Bertelsmann, München.
 - (1988), *Nachruf*. Bertelsmann, München.
 - (2003), *Offene Worte in eigener Sache*. Bertelsmann, München.
- Hutchinson, Peter (1992), *Stefan Heym the Perpetual Dissident*. Cambridge University Press, Cambridge.
- Koop, Volker, (2003), *Der 17. Juni 1953. Legende und Wirklichkeit*. Siedler, Berlin.
- Kowalczyk, Ilko-Sascha (2013), *Der Tag X. 17 Juni 1953 – Geschichte eines Aufstands*. Beck, München.
- Krämer, Herbert (1999), *Ein dreißigjähriger Krieg gegen ein Buch. Zur Publikations- und Rezeptionsgeschichte von Stefan Heyms Roman über der 17 Juni 1953*. Stauffenberg, Tübingen.
- Kuczynski, Jürgen (1983), *Probleme der Autobiographie*. Aufbau, Berlin/Weimar.

- Mählert, Ulrich (Hrsg.) (2003), *Der 17. Juni 1953. Ein Aufstand für Einheit, Recht und Freiheit*. Dietz, Bonn.
- Müller, Heiner (1992), *Krieg ohne Schacht. Leben in zwei Diktaturen*. Kiepenheuer & Witsch, Köln.
- Pernkopf, Johannes (1982), *Der 17. Juni in der Literatur der beiden deutschen Staaten*. Heinz, Stuttgart.
- Stolper, Arnim (1990), „... als wäre der Juni nicht gewesen...“. In „*Neue Deutsche Literatur*“, H. 3/1990, S. 43-49.
- Wolf, Christa (1969), *Nachdenken über Christa T.* Mitteldeutscher Verlag Halle/Saale.
- (1976), *Kindheitsmuster*. Aufbau, Berlin/Weimar.
- Zachau, Reinhart (1982), *Stefan Heym*. Beck, München.